

W

Wenn Nina-Maria Wanek von ihrer Arbeit erzählt, klingt es, als wäre sie Detektivin. Die 48-Jährige stöbert in vergilbten Archiven und sichtet Mikrofilme; sie geht Indizien nach, trägt Puzzleteile zusammen und versucht, in all den Hinweisen ein Muster zu entdecken. Ihre Spurensuche führt weit mehr als 700 Jahre in die Vergangenheit zurück. Damals ging etwas verschollen, das Wanek nun aufspüren will. Etwas Wertvolles, Einzigartiges, das sich weder sehen noch greifen lässt – nur hören: die Klänge der byzantinischen Kirchenmusik.

VON CÉLINE LAUER

Wanek ist Musikwissenschaftlerin an der Universität Wien. Seit mehr als 20 Jahren erforscht sie die geistliche Musik des Oströmischen Reichs. Im Mittelpunkt ihrer Studien stehen Psalmsänge – deren Melodien jedoch erst ab dem 14. Jahrhundert niedergeschrieben wurden. Wie die Menschen in den Messen und die Mönche in ihren Klöstern davor sangen, ist nicht schriftlich überliefert. In ihrem aktuellen Forschungsprojekt versucht Wanek, diese Lücke zu füllen und die Psalmvertonungen seit dem 10. Jahrhundert zu rekonstruieren.

Das klingt abenteuerlich, wenn man bedenkt, wie flüchtig Musik ist: Sobald der letzte Ton verklungen ist, existiert sie nicht mehr. Trotzdem gibt es Wissenschaftler wie Wanek, die uralte Klänge wieder zum Leben erwecken wollen – Klänge, die vor Hunderten, Tausenden oder sogar Zehntausenden von Jahren ertönten. Wie funktioniert diese außergewöhnliche Ermittlungsarbeit, und wie klingen ihre Ergebnisse?

Nina-Maria Wanek setzt bei den Psalmen an. Diese kurzen poetischen Bibeltexte waren aus dem religiösen Leben in Byzanz nicht wegzudenken. Für jede liturgische Feier waren bestimmte Psalmen vorgesehen, die manchmal rezitiert, meist aber gesungen wurden. Ähnlich wie bei den gregorianischen Chören der Westkirche durften nur Männer singen, einstimmig und ohne Begleitung durch Instrumente – das ist noch heute so. „Wegen der häufigen Wiederholungen kannten die Menschen die Melodien auswendig“, sagt Wanek.

2200 JAHRE ALTE NOTEN

Das änderte sich im 14. Jahrhundert, als die byzantinische Musikproduktion „explodierte“, wie Wanek es nennt: Plötzlich entstanden überall neue Gesänge. „Die Komponisten griffen auf alte Muster zurück, überarbeiteten die Melodien aber, sodass diese immer kunstvoller und ausgefeilter wurden – und immer schlechter zu merken waren“, erklärt sie. Also wurde das Repertoire auf Papier festgehalten; vor allem von Mönchen in zahlreichen Klöstern.

In Byzanz waren die Mönche damit Pioniere. Auf die Idee, Melodien zu verschriftlichen, war die Menschheit indes schon sehr viel früher gekommen. „Die erste notierte Musik stammt ungefähr aus dem Jahr 1400 v. Chr.“, sagt Stefan Hagel, Musikarchäologe und Althilologe an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Die älteste Notation der Welt sei auf zerbrochenen Keilschriftförmchen im heutigen Syrien gefunden worden; eine Melodie lasse sich daraus nicht rekonstruieren.

Aus dem antiken Griechenland seien dafür einige Lieder fast vollständig erhalten geblieben, auf Papyrus, Steintafeln und sogar auf einem Grabmal. Das älteste davon stammt aus dem 2. Jahrhundert v. Chr.: ein Hymnus an den Gott Apollon. Die Griechen nutzten laut Hagel zwei Notationssysteme mit Buchstaben als Noten; eins für Instrumentalmusik, eins für Gesang. Beide seien recht gut lesbar: „Sechs Stücke lassen sich heute noch aufführen, sie klingen sogar ziemlich eingängig.“

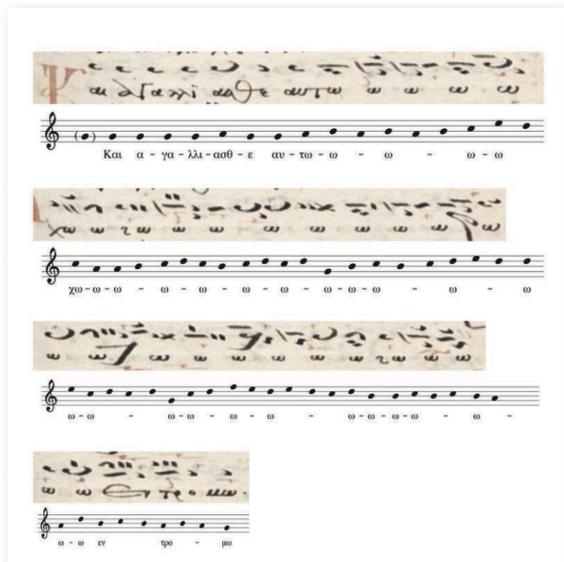
Ein Haken hat diese Rekonstruktion allerdings: „Wir können die Melodien spielen, aber die Begleitung wurde nicht notiert“, sagt Hagel. Aus Texten und Instrumenten lasse sich jedoch ableiten, dass es solche Begleitungen gegeben ha-



Byzantinische Messe im 11. Jahrhundert: In der Ostkirche dürfen nur Männer singen, einstimmig und ohne Instrumentalbegleitung. Das ist bis heute so geblieben

Auf den Spuren der verschollenen MELODIEN

Die Menschheit musiziert seit Zehntausenden von Jahren, doch nur ein Bruchteil ihrer Lieder ist schriftlich überliefert. Nun versuchen Forscher, uralte Klänge wieder zum Leben zu erwecken. Wie machen sie das?



Einblick in die Arbeit von Musikwissenschaftlerin Nina-Maria Wanek (o.): Oben steht der byzantinische Psalmsang, darunter ihre Übertragung ins Fünf-Linien-Notensystem. Antikes Notenblatt (r.): Die Seikilos-Stele ist ein altgriechischer Grabstein, auf dem ein Liedtext samt Notation eingemeißelt ist



ben muss; diese konnten die Musiker je nach ihrem Können selbst gestalten.

Um eine Vorstellung von dem kompletten Klangbild zu bekommen, trägt der Musikarchäologe Hinweise aus Textstellen zusammen und analysiert die Spielweise mithilfe von Abbildungen – zum Beispiel auf Vasen oder Mosaiken. Und: Er baut selbst antike Instrumente nach, auf denen er dann Intervalle oder Harmonien ausprobiert. „Das ist nicht eins zu eins so, wie es damals klang, aber so nah, wie wir kommen können“, sagt Hagel.

Byzanzforscherin Wanek hat keinerlei Instrumente, auf die sie zurückgreifen könnte; diese sind in der griechischen Kirche schließlich verboten. Ihr einziger Anhaltspunkt sind Handschriftensammlungen aus Klöstern und Nationalbibliotheken – mit einem wahren Wust an Versionen darin. Allein den allerersten Psalm „Selig der Mann, der nicht nach dem Rat der Frevler geht“ hat Wanek für einen wissenschaftlichen Artikel in 16 Fassungen analysiert.

Um die Psalmsänge aus der Zeit vor ihrer Niederschrift zu rekonstruieren, sucht Wanek als Erstes nach der frühesten Fassung, die sie finden kann – meist aus den Anfängen des 14. Jahrhunderts – und überträgt diese Melodie ins heutige Fünf-Linien-System. In Byzanz nutzte man keine Noten-, sondern eine Intervallschrift; daraus lassen sich keine konkreten Töne, sondern nur die Abstände dazwischen ablesen. Lediglich der Anfangston wurde bei diesen sogenannten Neumen angegeben. „Von dort aus hänge ich mich dann von Intervall zu Intervall“, sagt Wanek. So gut es gehe, denn nicht alle Intervallverhältnisse seien bekannt; viele Tonabstände seien zudem zu verschieden von der westlichen Musik, um sie exakt zu übertragen.

Solche Probleme kennt auch der Althilologe Stefan Hagel: „Die Tonleiter, wie wir sie von den Tasten des Klaviers kennen, war für die Griechen nur eine von vielen Möglichkeiten.“ Daneben verwendeten sie auch Bruchteile von Tonschritten, die ein Klavier einfach nicht hergibt – etwa Drittel- oder Vierteltöne. Um diese Klänge hörbar zu machen, hat Hagel ein Computerprogramm entworfen und die überlieferten Einstimmungen darin eingepreist. Seine Software kann daher alle bekannten Melodien so originalgetreu wie möglich intonieren; darunter auch die Noten von dem Grabmal, das sogenannte Seikilos-Lied. Wer die Hörprobe abspielt, wird von dem melancholischen Klang der jahrtausendealten Weise berührt.

Byzanzforscherin Nina-Maria Wanek kann von einer computergestützten Analyse bislang nur träumen. Für die Rekonstruktion von Psalmsängeln gibt es keine Software. Dabei könnte die Technik ihr theoretisch nicht nur das Transkribieren ins Fünf-Linien-System

abnehmen, sondern auch bei dem entscheidenden Teil ihrer Arbeit weiterhelfen: der Suche nach einem Melodiegerüst. „Das ist so, als hätte ich eine ausufernde Oper vor mir, die auf dem Lied ‚Alle meine Entchen‘ basiert – das ich allerdings nicht kenne“, erklärt Wanek. „Meine Aufgabe ist es, diese einfache Melodie aus all den überbordenden Verzerrungen herauszudestillieren.“

Dazu werden die Psalmsänge von ihrem Zierrat befreit und verschlankt. Das heißt: Wanek schaut sich zum Beispiel an, welche Wörter und Silben sehr lang gedehnt werden – und welche Melodielinie sie erhält, wenn sie diese sogenannten Melismen weglässt. Denn solche Schnörkel seien immer erst später hinzugekommen: „Je schlichter der Gesang, desto näher dürfte er dem Kern der alten, mündlich überlieferten Melodien kommen.“ Oft vergleicht sie auch mehrere Fassungen eines Stücks, um die simpelste Variante zu identifizieren – oder eine Tonabfolge zu finden, die sich wie eine Art Grundformel durch alle Versionen zieht.

Gerade bei dieser mühseligen Vergleichsarbeit könnte eine künstliche Intelligenz helfen – und viel schneller nach Mustern in den Melodien suchen oder sogar mögliche Urversionen herausrechnen. So aber bleibt Wanek nichts anderes als aufwendige Handarbeit übrig; auch bei der Recherche, denn es gibt keine Datenbanken. „Ich verbringe sehr viel Zeit damit, alte Handschriften im Original oder auf Mikrofilmaufnahmen durchzusehen“, sagt sie.

Bei der Rekonstruktion verschollener Klänge kommen öfter auch professionelle Musiker in Spiel. Das berichtet der Musikarchäologe Arnd Adje Both, der derzeit an der Universität Huddersfield zur Klangwelt der prähistorischen Pyramidenstadt Teotihuacan im heutigen Mexiko forscht. Both ist, genau wie Stefan Hagel, Mitglied des European Music Archaeology Project, bei dem Wissenschaftler diverser Disziplinen die frühesten Klänge des europäischen Kontinents hörbar machen wollen. Dabei hilft ihnen ein spektakulärer Fund aus der Eiszeit: Flöten aus Vogelknochen und Mammutelfenbein, die in Höhlen am Rand der Schwäbischen Alb ausgegraben wurden – und zwischen 38.000 und 40.000 Jahre alt sind.

FLÖTEN AUS DER EISZEIT

Diese Flöten mit vier oder fünf Grifföchern seien bereits „völlig ausentwickelte Instrumente“, erklärt Both. Weil sich die Löcher in unterschiedlichen Kombinationen öffnen und schließen lassen, könne man darauf sehr viele Klänge produzieren. „Innerhalb dieses Spektrums ist jede Melodie möglich – von wunderschön säuselnder Musik bis hin zu Free Jazz.“ Was und wie tatsächlich darauf gespielt wurde, lasse sich aus den Funden jedoch nicht ablesen.

Hier setzen professionelle Musiker an: Sie versuchen, sich auf Repliken an die prähistorische Spielweise heranzutasten – so wie die Flötistin Anna Friederike Potengowski, die für Boths EMA-Project schon den fragilen, sphärisch anmutenden Klang der Steinzeitflöten ins Hier und Jetzt holte. Musikethnologen untersuchen zudem Instrumente und Spielweisen auf der ganzen Welt, zum Beispiel in Australien oder Papua-Neuguinea. Denn, so erklärt Both: „Aus der heutigen Musik lassen sich Parallelen und Rückschlüsse auf die Klänge der Vergangenheit ziehen.“

Nina-Maria Wanek kann das nicht. Was heute in griechisch-orthodoxen Kirchen gesungen werde, basiere auf einer großen Reform der byzantinischen Musik in den 1820er-Jahren – und klinge für westeuropäische Ohren fast wie Muezzin-Rufe. „Mit den Melodien des Mittelalters hat das manchmal nur mehr entfernt zu tun“, sagt sie. Auch gregorianische Choräle seien mit den Psalmsängeln des Oströmischen Reiches überhaupt nicht vergleichbar.

Immerhin gibt es so etwas wie Coverbands, zum Beispiel die Cappella Romana von Waneks Kollegen Alexander Lingas. Der Professor an der City, University of London ist sehr bemüht, dem historischen Original so nah wie möglich zu kommen. Wenn man sich online anhört, wie seine Gruppe den Psalm 140 antimmt, fährt einem der meditative, fast mystische Klang des Männerchors tief unter die Haut. Doch ob der Gesang damals wirklich genauso geklungen hat? Wanek nimmt es mit Humor: „Solange man keine CD aus dem 14. Jahrhundert findet, werden wir das nie wissen.“